

Supercop Kiran Bedi

Vor dreissig Jahren zur ersten Polizistin Indiens vereidigt, arbeitet sich Kiran Bedi zur international renommierten Gefängnisreformerin hoch. Heute ist sie eine der bekanntesten Personen im Land mit seiner Milliardenbevölkerung, dennoch bleibt sie einsam. Freunde zu haben könne sie sich nicht leisten, sagt sie - vor allem Freunde unter Männern.

Text: Christian Schmidt

Fotos: Manuel Bauer

Kiran Bedi und die Männer. Zum erstenmal streift sie dieses Thema heute kurz nach der Crime Review Conference. Die Polizei von Delhi hatte geladen, mehrere hundert Gäste waren gekommen. Nun sind die Referate vorbei, das Buffet ist abgeräumt; die Polizeioffiziere stehen in Trauben herum und warten plaudernd auf ihre Fahrzeuge. Kiran Bedi sitzt bereits in ihrem Dienstwagen, ihr Chauffeur durfte schon vorfahren. Die Abfahrt ist streng hierarchisch organisiert und mit dem Stern auf dem Epauletten gehört Kiran Bedi zum obersten Kader. Als der Wagen anrollt, sagt sie: "Ich bin zufrieden, wenn sie mich in Ruhe lassen". Offenbar schon ein Fortschritt? "Ja", sagt Kiran Bedi. "Sie könnten auch gegen mich sein." Sie sinkt in das Polster, bewahrt aber Haltung; ihr gestärkter olivfarbener Uniformmantel stützt sie dabei als sei er ein Panzer. "Was ich will, hole ich mir aber sowieso, da können sie gar nichts machen," fügt sie hinzu und lacht.

Während der Konferenz sass Kiran Bedi neben ihren Männerkollegen in der ersten Reihe, schmerzbäuchigen Herren, neben denen sie aussah wie ein Vogel, der sich in diese Versammlung ergrauter Kater verirrt hatte. Ihre Vorgesetzten führen mit den 60 000 Köpfen des Polizeikorps der indischen Hauptstadt zwar eine kleine Armee, aber die Menschen verehren nicht sie, sondern Kiran Bedi. Sie wird auf der Strasse um Autogramme angegangen, ihr wird 1994 der Magsaysay-Award überreicht - eine Art asiatischer Friedensnobelpreis - , sie frühstückt mit Hillary und Bill Clinton, sie bekommt 1997 den Joseph-Beuys-Preis, weil sie im Kampf gegen die Unterdrückten dieselbe Kreativität entwickelt wie ein Künstler, der sich auf seine Leinwand stürzt. Und trotzdem - oder vielmehr gerade deshalb - stolpert diese Frau immer wieder über mutwillig herausgestellte Füsse. Es sind, mit einer Ausnahme, alles Männerfüsse.

Mit Blaulicht und Sirene quält sich die weisse Limousine durch die Verkehrslawine von Delhi. Kiran Bedi fährt hinaus zum Trainingscollege der Polizei von Delhi, wo sie seit 1998 für die Ausbildung und Schulung der 60'000 verantwortlich ist. Ihnen allen, die in dieser brodelnden Millionenstadt Dienst tun, bringt sie bei, dass alle Menschen gleich zu behandeln sind, ob arm oder reich, ob Mann oder Frau, ob Brahmanen oder Unberührbare. Kiran Bedi nutzt die Polizeiarbeit, um ihr Verständnis von Gerechtigkeit weiterzugeben. Was vor allem heisst: Sie legt sich mit den Hohen und Höchsten an, die von ihr umso aufmerksamer beobachtet werden, je unantastbarer sie sich wähnen. Kiran Bedi hat den Lehrplan der Polizeischule erweitert. Zum Beispiel ein Fach mit dem Thema "gender sensitization" eingeführt. Wie bitte? Die Polizei klärt auf über Geschlechterprobleme, wird zur Wegbereiterin der Frauenrechte? Kiran Bedi schmunzelt.

Nach einer Stunde Fahrt taucht das Gelände des Trainings College auf, eine Reihe roter Backsteinkasernen, umgeben von Reisfeldern, weit entfernt von den Schaltstellen der Macht. Auf einer Wiese sitzen mehrere hundert Polizisten im Schneidersitz, ihre Berets alle im gleichen Winkel ausgerichtet. Mit geschlossenen Augen hören sie der Stimme ihres Lehrers zu, der ganz in Weiss gekleidet auf einem Podest sitzt. "The art of living" lautet der Titel der Lesung. Noch ein Fach, das Kiran Bedi eingeführt hat. Das Wahrnehmen der eigenen Person soll den Blick für bestehende Verhältnisse, für andere Menschen schärfen. Für Kiran Bedi Voraussetzung, eine ungerechte Gesellschaft gerechter zu machen. Dass sie eine Frau ist, spielt Kiran Bedi nicht in den Vordergrund. Sie gibt die Vorgesetzte in der geschlechtsneutralen Uniform. Mit der stets perfekt gescheitelten Kurzhaarfrisur erinnert sie an einen Schuljungen. Einige ihrer Offiziere sprechen sie mit "Sir" an, wenn sie beim täglichen Rapport die Traktandenliste mit klarer Stimme durchpaukt. Sie korrigiert diesen Fehler nicht, sie will so wenig Angriffsfläche wie möglich bieten.

Dass diese Frau auch ausserhalb ihrer beruflichen Tätigkeit eine Existenz hat, ist kein Thema. Erst in der Abendsonne zeigt sich, dass sie einzelne Haare rot gefärbt hat, in diesem Licht beginnen auch die Edelsteine an ihren Ohren zu leuchten. Und erst jetzt, als der Chauffeur vor der Fahrt nach Hause den Kofferraum ihres Dienstwagens öffnet, fällt der geflochtene Weidenkorb auf. Es ist dieser Korb, gefüllt mit Einkäufen, der etwas preisgibt von der Frau hinter der Uniform. Es ist die Andeutung eines Privatlebens.

"Auch Männer könnten tun, was ich tue. auch sie könnten sich für mehr Frieden und Gerechtigkeit einsetzen. Aber sie tun es nicht." Kiran Bedi sitzt draussen vor ihrem Haus, einer kleinen Villa im Grüngürtel von Delhi. Über ihrem Kopf lärmen Raben. Mit aufkommender Nacht sind sie in das Baumdach eingefallen und haben die Papageien vertrieben. In der Einfahrt sitzt ihr Wachmann, er wird über ihren Schlaf wachen, denn Kiran Bedi lebt allein. - Und weshalb sind ihre Kollegen nicht zum gleichen Einsatz bereit? "Ich weiss es nicht."

Mit ihrer Vereidigung zur ersten Polizeichefin im Land veränderte sich das Image der Polizei. Plötzlich wurden die Limousinen von Ministern abgeschleppt, und sogar Indira Gandhi, damals Premierministerin, erhielt eine Parkbusse. Dann wurden mit Kiran Bedis Segen einem Rechtsanwalt in aller Öffentlichkeit Handschellen angelegt, was die gesamte Anwaltskammer von Delhi zum ersten und bisher letzten Streik ihrer Geschichte provozierte. Ihr Büro wurde gestürmt, sie entkam nur knapp körperlichen Attacken. Der Name Kiran Bedi rauschte durch den Blätterwald. Sie traute sich zu tun, was bis anhin als unmöglich gegolten hatte - jedenfalls in den Augen der Männer.

Noch berühmter machte sie, dass sie sich eines Tages ganz alleine zwischen die Fronten zweier verfeindeter Sekten warf. Es sei nicht körperliche Kraft gewesen, sagt sie, was sollte sie auch schon allein mit ihrem Knüppel ausrichten. "Es war mein Wille, der sie trennte." Der Rest der Ordnungstruppe hatte sich schon lange unsichtbar gemacht. Alles Männer. Woher nimmt sie diesen Mut? "Ich kann nicht anders. Ich gehe los, und danach bin ich selbst erstaunt." Handelt sie immer so? "Ja. Ich gehöre zu den Menschen, die vor dem Sprung nicht kontrollieren, wie tief das Wasser ist."

Mut und Kompromisslosigkeit liessen Kiran Bedi schnell aufsteigen. Die Polizistin aus der Metropole wurde zur Verkehrsverantwortlichen in Goa, dann zur Spezialistin für Drogendelikte. Nach mehreren Zwischenstationen kam sie zurück nach Delhi als rechte Hand des Polizeichefs. Mit jedem Schritt nach oben aber schuf sie sich weitere Neider und Feinde, mit dem Aufstieg klappte es schon bald nicht mehr so, schliesslich tat sich überhaupt nichts mehr. Anfangs der neunziger Jahre liess man sie neun Monate lang ohne Arbeit sitzen. Das war die Rache an der Frau, die im Alleingang an die seit Jahrhunderten unangetasteten Vorrechte der indischen Oberschicht und Männerwelt rührte. Kiran Bedi entschied sich im Stillstand für die Bewegung.

Als 1993 die Direktion von Tihar frei wurde, einem Gefängniskomplex ausserhalb von Delhi mit zehntausend Insassen, übernahm sie die Vakanz - im Wissen, dass eine Polizeikarriere nichts mehr behindern kann als diese Aufgabe. Tihar war eine Hölle, eine Brutstätte für die versammelten Übel dieser Welt. Niemand, kein Mann, wollte diese Stelle. Kiran Bedi sprang hinein. Sofort nach ihrer Ankunft liess sie verlauten, dass Strafen ihrer Ansicht nach nicht abschreckend wirken, sondern neue Gewalt provozieren. Um die Leere der Tage zu durchbrechen, animierte sie die Häftlinge, sich selbst zu unterrichten. Die Aufschrift "Tihar Jail" auf der Aussenmauer wurde mit "Tihar Ashram" überpinselt: Das Gefängnis wurde zur Schule, zum Ort der geistigen Einkehr. Und, die wohl einschneidendste Veränderung, die neue Direktorin lehrte die Gefangenen Vipassana: eine zehntägige Meditation, mit dem Ziel, die Kontrolle über das eigene Ich zu gewinnen und damit zwischen Recht und Unrecht unterscheiden zu lernen. Tausend Häftlinge sassen gemeinsam im Gefängnishof und übten sich in Stille, ohne bewaffnete Wachen. Das Experiment gelang. Kiran Bedi wurde in kurzer Zeit international als Gefängnisreformerin bekannt, und sie konnte stolz darauf verweisen, die Rückfallquote um ein Drittel gesenkt zu haben.

Nach zwei Jahren wurde sie fristlos gefeuert. Als Kiran Bedi ihr Gefängnis eines Tages ausländischen Diplomaten zeigte, ohne die Vorgesetzten informiert zu haben, nahmen diese das Versäumnis zum Anlass für die Kündigung. Sie musste ihren Ashram sofort verlassen; ihr Nachfolger wurde ein Mann.

Wo immer Kiran Bedi sich befindet, Tihar ist ständig ein Thema, unterwegs im Auto durch die endlosen Vorstädte von Delhi, zwischen zwei Gesprächen am Handy, auf der Fahrt ins Polizeihauptquartier, nach einem Vortrag über Jugendkriminalität. Tihar lässt sie nicht los. Es ist ihr grösster Erfolg und gleichzeitig ihre grösste Demütigung. Dass sie mit ihrer Arbeit bei der Polizei eine Männerbastion geknackt hatte, den Applaus von Millionen unterdrückter und geknechteter Menschen bekommen und sich deswegen immer wieder im Scheinwerferlicht wiedergefunden hatte, war bereits Affront genug; der Erfolg in Tihar aber nun eindeutig zu viel.

Die Zeit nach Tihar fasst Kiran Bedi so kurz zusammen, als gelte sie nichts. Sie lässt sich für drei Jahre beurlauben und schreibt ein Buch über ihre Erkenntnisse als Gefängnisreformerin; Quelle sind Tausende von Briefen, die sie von den Gefangenen erhalten hat. Danach entscheidet sie sich, wieder zur Polizei zurückzukehren. 1998 übernimmt

sie die Stelle als leitende Ausbilderin. Bereits im darauffolgenden Frühling verlässt sie das Trainingscollege wieder, um Polizeichefin der Stadt Chandigarh zu werden. Die vermeintlich spannendere Aufgabe erweist sich einmal mehr als Fallgrube, und nach nur 41 Tagen im Amt gibt sie auf. Auslöser ist ein hässliches Gerangel um Kompetenzen, die Auseinandersetzung findet diesmal mit einer Frau statt.

Kiran Bedi kehrt zu den roten Kasernen ausserhalb von Delhi zurück. Resignieren werde sie nicht, sagt Kiran Bedi. "Das ist nicht meine Art." Aber manchmal wendet sie mitten im Satz den Blick ab, manchmal wird ihre Stimme rau. Sie muss hinnehmen, dass sie ihre Lage nicht wirklich ändern kann. Und so wehrt sie sich einzig gegen jene kleinen Erniedrigungen, die man ihr im Alltag antun will - zum Beispiel das Ansinnen der Vorgesetzten, sie solle sich an uniformfreien Tagen wie eine traditionelle indische Frau benehmen und einen Sari tragen. Hier konnte sie sich durchsetzen: "Ich lasse mich nicht einengen." Doch niemand ist da, der ihr die Achtung und Anerkennung entgegenbringt, die ihr zukommt. Die klein gewachsene, unbequeme Frau muss klein bleiben, auch wenn sie alle anderen überragt, das hat sie inzwischen verstanden. Und das erschöpft sie. Die erste Polizistin Indiens ist inzwischen 53, und die Geschichte ihres Landes steht ihr noch genau so im Weg wie am Tag ihrer Vereidigung vor dreissig Jahren.

Was heisst das für ihre Zukunft? Kiran Bedi denkt nach, dann wiederholt sie ihre alte Aussage: Sie werde sich holen, was sie wolle. Präziser wird sie nicht. Will sie in die Politik? "Nein." Sie stehe weder links noch rechts, sie stehe auf Seite der Menschen. Bleibt sie also oberste Ausbilderin? Vielleicht. Das Eingeständnis der Ungewissheit setzt ihr zu, Kiran Bedi schweigt. Ein kurzes Leuchten auf ihr Gesicht bringt erst wieder die Erinnerung, dass die indische Zeitschrift "The Week" sie zur fünftbekanntesten Person unter einer Milliarde Menschen erkoren hat. Nur der Ministerpräsident, zwei Sängerinnen und ein Cricketspieler liegen vor ihr. Sie, eine Polizistin, wird noch vor allen indischen Filmstars genannt. Ja, das macht sie stolz. Aber sie weiss auch, wie wenig ihr das letztlich nützt. Sie sei ein einsamer Mensch, sagt Kiran Bedi irgendwann. Ausser zwei, drei Menschen aus ihrem persönlichen Umfeld habe sie keine Freunde. "Ich kann mir das nicht leisten." Es würde sie zusätzlich schmerzen, von Menschen - Männern - fallen gelassen zu werden, die sie schätzt.